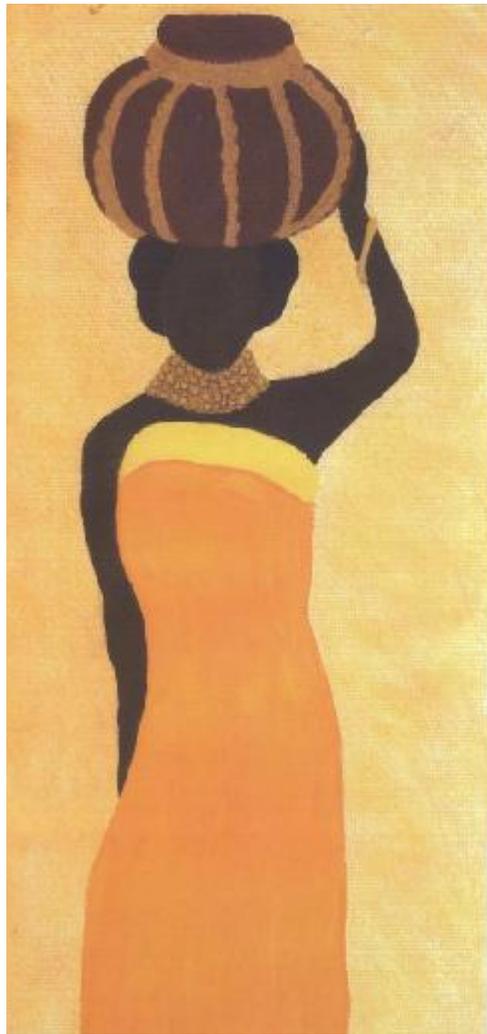


Veilchen



Inhaltsverzeichnis

- S.3 Lesetagebuch April bis Juni 2009 [Andrea Herrmann]
- S.5 Auch Autoren von On-Demand-Verlagen sind Autoren! [Gerd Egelhof]
- S.6 Eva und Fred [Roger Künkel]
- S.7 Das Meer in mir [Jörn Birkholz]
- S.9 Der Wolfsmensch [Karl Farr]
- S.13 Herta, meine Jugendfreundin [Elfriede Camilla Herold]
- S.14 Der Taubennummerierer [Thilo Bachmann]
- S.15 Am Anfang waren drei Buchstaben und ein Mietwagen [Holger Hartenstein]
- S.17 Pöttchen meiner Freuden [Kurt May]
- S.18 Rezension: „Atlantik Allee“ von Juliane Kobjolke [Andrea Herrmann]
- S.19 CD-Rezension: „Muths Koffer“ von Werner Muth [Andrea Herrmann]
- S.20 Rezension: „Wie oft, denkst du, kann man sich verlieben?“ von Gerd Egelhof [AH]
- S.21 Rezension der Anthologie „Fernes Licht - Lyrische Betrachtungen“ [A. Herrmann]
- S.23 Wettbewerbe [Andrea Herrmann]

Liebe Leserin, lieber Leser,

nach dem Ende des Wettbewerbs hätte hier wieder Ruhe einkehren können. Dann jedoch drängten die Veränderungen zu Türen, Fenstern und Lüftungsschlitzen herein. Inzwischen hat das Veilchen wieder eine neue Adresse, mein Leben ist total umgekrempelt (zum Besseren!), ich hatte auf eine Prüfung zu lernen und irgendwie noch mein Hab und Gut an die neue Adresse zu transportieren. Obwohl die letzten drei Monate eine der hektischsten Phasen meines Lebens waren, kommt das Veilchen beinahe pünktlich heraus, da das Veilchen-Büro bereits vorab per Zug umgezogen war. Kein Problem, wenn man kräftige Schultern hat. **J**

Ich wünsche Ihnen viel Freude an der Sommerausgabe des „Veilchens“.

Andrea Herrmann

Titelbild: „Wasserträgerin (Afrika)“ von Esther Bystrek

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 2,50 € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag).

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Damm 20/21, D-38100 Braunschweig oder per E-Mail: veilchen „at“ geschichten-manufaktur.de

Alle Rechte bei den Autoren. Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.
Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie auch zum Herunterladen auf der Webseite:
www.geschichten-manufaktur.de/veilchen.html

Lesetagebuch April bis Juni 09

Zwei der drei besten Romane meiner letzten Monate waren Was-wäre-wenn-Geschichten.

Was wäre, wenn ein Erfinder einen Akku entwickelt, der leichter, sparsamer und umweltfreundlicher ist als alles Dagewesene? „*Adams Pech, die Welt zu retten*“ von Arto Paasilinna geht dieser Frage nach, bis zum bitteren Ende. Die Erfindung und deren Erfolg löst alle möglichen extremen Gefühle aus: Ein Sonderling wird plötzlich für die Frauen interessant, er und seine Geschäftspartner schwimmen im Luxus, manche Leute werden neidisch, andere sogar mordlustig. Mit Geld lässt sich viel Gutes tun, aber auch viel Unsinn anstellen. Und das Beste ist: Die Energiekrise ist gelöst. Leider übertreibt es unser Held. Man könnte auch behaupten, dass der Autor übertreibe, aber ich persönlich halte den Roman vermutlich für weniger parodistisch als die meisten Leser. Habe ich doch schon aus erster und zweiter Hand von Erfindern gehört, die mit ihrer sinnvollen, meist ressourcensparenden Erfindung nicht nur Freunde gewonnen haben. Die extremste wahre Geschichte, die ich bisher persönlich von einem Erfinder hörte, war ein juristischer Feldzug durch die Britische Krone, nachdem der Erfinder sich geweigert hatte, sein Patent an Her Majesty zu verkaufen. Vor diesem Hintergrund finde ich diesen haarsträubenden Roman durchaus realistisch.

„*Stern unter Segeln*“ von Maribelle Cormack ist ein Zeitreiserooman, der zwischen polynesischen Inseln fast vollständig auf dem Wasser bzw. Schiffen spielt. Gerade diese Losgelöstheit von Landmarken und Zivilisation macht es für die Betroffenen besonders schwer festzustellen, dass sie zwischen den Zeiten herumirren. Die Autorin hat liebevoll detailliert ausgemalt, welche Phänomene unsere Seefahrer beobachten, wenn die Zeit um zweihundert Jahre rückwärts läuft.

Die Sonne bleibt stehen, der Luftdruck sinkt und führt zu spektakulären Wolkenformationen und leuchtenden Unterwasserbeben. Das Leben an Bord ist stimmungsvoll aufgefangen. Allerdings leidet die Geschichte aber auch darunter, dass sie realistisch sein will. Als die Heldin Mercy auf einem alten Walfängerschiff landet, prallen eindrucksvoll zwei Welten und insbesondere Umgangsformen aufeinander, zumal der Kapitän und die meisten seiner Leute Quäker sind. Die Unterschiede beider Kulturen ausdiskutieren, insbesondere das Verhalten von Frauen und der Geschlechter untereinander, stiehlt der Liebesgeschichte viel Raum. Es prickelt nicht, da Kapitän Soule und Mercy stets um den heißen Brei herum reden und steif und förmlich miteinander umgehen. Leider hat die Autorin auch noch die Haupthandlung verlassen, indem Mercy und Soule die Rettung der Tangaroa - des Schiffs, auf dem Mercy angereist war - aus den Augen verlieren. Irgendwie retten sich die Reisegefährten selbst. Ich frage mich, ob der Roman nicht besser geworden wäre, hätte die Autorin Mercy durch eine männliche Hauptperson ersetzt oder ergänzt. Trotzdem ein schönem stimmungsvoller Zeitreiserooman.

Das dritte Buch, das ich noch nennen will, ist überhaupt nicht fiktional, sondern eine amüsante Liebeserklärung an Bauschan, einen kurzhaarigen deutschen Hühnerhund. Thomas Mann erzählt in „*Herr und Hund*“ von Spaziergängen und anderen gemeinsamen Erlebnissen. Hier führt ein Meister die Feder, der ausgezeichnet zu beschreiben weiß. Mit wenigen Sätzen zaubert er Bauschan leibhaftig vor des Lesers geistiges Auge, Landschaften erstrecken sich bis zum Horizont und kleine Anekdoten bringen uns zum Lachen als säße der Erzähler am selben Tische gegenüber.

Besonders beeindruckt mich der ungezwungene Umgang mit dem Tier, in dessen Ungefährlichkeit vertrauend, während heutzutage jeder Hund unter Verdacht steht, ein heimlicher Killer zu sein. Zwei Leseproben: „Es fiel mir nicht ein, ihn zweimal zum Mitgehen aufzufordern. Es wußte, wo wir wohnten, und wenn er es vernünftig fand, mochte er noch längere Zeit hier sitzen und glotzen, nachdem [...] nichts mehr zu sehen war.“ „Die Gegend ist reich an jagbarem Wild, und wir jagen es; das will sagen: Bauschan jagt es, und ich sehe zu. Auf diese Weise jagen wir: Hasen, Feldhühner, Feldmäuse, Maulwürfe, Enten und Möwen. Aber auch vor der hohen Jagd scheuen wir nicht zurück, wir pirschen auch auf Fasanen und selbst auf Rehe, wenn ein solches sich, etwa im Winter, einmal in unser Revier

verirrt. Das ist dann ein erregender Anblick, wenn das hochbeinige, leichtgewichtige Tier, gelb gegen den Schnee, mit hochwippendem Hinterteil, vor dem kleinen, alle Kräfte einsetzenden Bauschan dahinfliegt – ich verfolge den Vorgang mit der größten Teilnahme und Spannung. Nicht daß etwas dabei herauskäme; das ist noch nie geschehen und wird auch nicht. Aber das Fehlen handgreiflicher Ergebnisse vermindert weder Bauschans Lust und Leidenschaft, noch tut es meinem eigenen Vergnügen den geringsten Abbruch. Wir pflegen die Jagd um ihrer selbst, nicht um der Beute, des Nutzens willen.“

Andrea Herrmann

Auch Autoren von On-Demand-Verlagen sind Autoren!

Ich möchte einmal eine Lanze für On-Demand-Verlage und deren Autoren brechen.

Eines vorweg. Es ist sicherlich so, dass Autoren, die einen Vertrag bei großen oder kleinen Publikumsverlagen erhalten, diesen in der Regel aufgrund der Qualität ihrer Texte bekommen. Das heißt aber im Umkehrschluss nicht, dass Autoren, die bei Print-On-Demand-Verlagen publizieren, grundsätzlich schlechte Texte schreiben. Ich habe selbst schon Bücher von On-Demand-Verlagen gelesen und fand sie entweder schriftstellerisch gut geschrieben, thematisch interessant oder beides. Ich denke, da an den „Aljoscha“ von Christian Erdmann oder Gedichtbände von Marcus Neuert.

Manche Autoren gewinnen kleine Literaturpreise, werden entdeckt, haben Stipendienaufenthalte... und werden dennoch bei bekannten Verlagen zigmal abgelehnt. Das ist nicht immer leicht zu verstehen, und nach hundert Absagen kann man es solchen Autoren, denke ich, nicht übel nehmen, wenn sie eins ihrer vielen auf Halde liegenden Werke bei Print-On-Demand-Verlagen herausbringen. Es gibt übrigens dort auch Bücher mit guten Verkaufszahlen. Sie übersteigen sogar manchmal jene von Büchern bei Großverlagen, die dort trotz großer Erwartungshaltung und des Vertrauens der Verleger keine Bestseller wurden.

On-Demand-Verlage haben auch Vorteile. Der Autor kann dort sein Buch so verlegen, wie er es möchte. Nicht selten haben sich Autoren schon darüber beklagt, dass sie ihr Buch nach dem Lektorat nicht mehr wiedererkannt haben. Ich denke da an Frau Duve mit ihrem „Regenroman“. Ihrer eigenen Aussage zufolge wurden da mehr als 200 Seiten vom Original weggestrichen. Die Rede vom „sich nicht verbiegen lassen“ ist nicht mehr up-to-

date, wo wir alle wissen, dass heutzutage überall eine gewisse Anpassungsfähigkeit vonnöten ist, um etwas zu erreichen. Aber man hat als Autor schon ein Recht darauf, ja die Verpflichtung, sein Manuskript zu schützen, so gut es geht. Nischenprodukte haben oft bei Großverlagen auch keine Chance. „Die Fußball-Bundesliga von 1970-1990“ ist also bei einem Print-On-Demand-Verlag bestens aufgehoben.

Noch etwas zu der Rolle von On-Demand-Veröffentlichungen in Bibliographien. Es mag kein Plus sein, wenn man bei Bewerbungen für Großverlage Publikationen bei On-Demand-Verlagen erwähnt. Es darf meiner Ansicht nach aber auch kein Hindernis sein, dort mit einem anderen Projekt angenommen zu werden. Einige Veranstalter von Lesungen wollen auch nur noch Autoren von Großverlagen haben. Buchhändler hingegen weigern sich nicht mehr, Bücher von On-Demand-Verlagen zu bestellen. Das ist ein Lichtblick.

Ich hoffe, dass irgendwann die meisten einsehen werden, dass alles seine Berechtigung haben muss. Es gibt auch außerhalb der Kunst und Literatur Unterschiede, was Niveau und Art und Weise der Vermarktung anbetrifft. Bei Restaurants beispielsweise gibt es auch solche mit mehr oder weniger Sternen. Keiner würde jedoch auf die Idee kommen, die Existenz der mittelmäßigen und weniger guten so grundsätzlich in Frage zu stellen, wie das manche in der Literatur bei mittelmäßigen oder weniger gelungenen Büchern tun. Auch wenn manche jetzt milde lächeln werden, aber Autoren haben durchaus das Recht, ihre Werke publizieren zu dürfen.

Gerd Egelhof, On-Demand-Autor

Eva und Fred

Ein von hier kleiner Vogel fliegt vor dem gelben Mond vorbei. Eine kühlere Böe lässt die grünschwarzen Blätter dichter umstehender Bäume errascheln. Wer weiß, wer in den Wipfeln sitzt. Ein Springbrunnen, einem Faun entspringt ein Wasserstrahl aus dem bronzenen Munde, plätschert leise durch die Nacht. Viel mehr ist nicht zu hören

Sie schauen beide von ihrem Platz Rasenflächen hinab, mitten in einer großräumigen Parkanlage. Das Mondlicht erleuchtet die Welt matt, aber ausreichend. Vielleicht gibt es sonst niemand mehr auf Erden. Sie sitzen beide auf einer Bank, welch ein Wunder gar!

Ihre langen Beine verdeckt ein Abendkleid, schwarz palletiert. Schuhe erkennt man keine, sie hatte sie verloren, als sie gegen die Abendröte rannte, aus Wut und um zu vergessen. Ihr Haar ist blond, gewellt und duftend. Ihre Augenfarbe ist nicht klar bestimmbar, vielleicht blau, grün wär möglich. Ihre Haut ist weiß und zart wie Creme. Trotzig schaut sie vor sich in den Kies des Weges und atmet tief. Blonde Locken wehen lustig.

Er ist versunken. Versunken in sich selbst. Sein Gesicht ist klein, wie eine Nuß fast, er ist vermümmelt in verschiedene Mäntel, die ihm Leichen gaben. Schuhe sind es nicht mehr, die seine durch Rumstehen verklumpten Füße umwickeln. Ein Vogelscheuchenhut mit gerissenen Löchern verschluckt beinahe sein Gesicht. Er ist hingegen kein Trinker, Alkohol würde sein Leid nicht vergessen lassen. Sein Stinken war ihm selbst zum Ekel, hielt aber andere von seinem Elend fern.

Sie reden miteinander, schauen sich auch flüchtenden Blickes an, hören Töne des Gegenübers, erfassen können sie die Worte jedoch nicht.

Ich will nicht! Ich will nicht mögen, und machen, was geht! Ich will wollen, was ich mag! Will mich verwirklichen!

Ich will am besten gar nichts mehr. Kann mich ans eigene Wollen überhaupt nicht mehr entsinnen. Nichts zu wollen bringt süße Totenruhe.

Kann ich nicht verlangen, verstanden zu werden, und zwar sofort? Warum und wie sollte ich Geduld aufbringen bei anderen, die mir viel zu fern?

Fern gehalten von sich selbst hat mich die Welt. In klammer Angst hab ich's von Anfang an gehnt, dass ich das Mal zum Scheitern im Gesichte trag.

Wieso soll ich nicht flirten und spielen können mit jedem, bei dem ich es will. Der ist schuld, der mehr und anders fühlt!

Allein und zurückgestoßen, angewidert, angeekelt weggeschaut von denen, die sich mögen unter einander. Draußen ewig, drinnen niemals.

Ist doch deren Schuld, wenn sie in Hoffnung auf mein süßes Fleisch mir alles und jenes durchgehen lassen, mich lassen in meinem Wunsch nach mehr und besser.

Wenn ich scheide, wird noch nicht einmal ein Aufatmen über meinen Tod zu spüren sein. So wenig bin ich bekannt und wahrgenommen, da ich mich in Löchern verstecke, auf dass niemand mich mehr jemals erblicke. Bei den Erdschweinen bin ich ab jetzt. Ich will aber! Ich will nicht mehr!

Dann gehen sie weg, teils wütend, teils zerweint, und werden sterben irgendwann und einst in seiner und ihrer Ecke des Lebens. Dann. Pause.

Roger Künkel, Jahrgang 1963, Magister in Philosophie und Theaterwissenschaft, Gründer und Präsident der Gesellschaft für Afrikanische Philosophie (GAPH) e.V., Arbeit an der Promotion im Fach Philosophie. Seit 2005 Betreiber einer philosophischen Praxis (Lebensberatung, Konfliktlösung, Sinnfindung, Denkübung, Rhetorikanleitung). Schreibt belletristisch nur Kurzgeschichten. Veröffentlichungen bisher: 1. Fantasia 220/221, 2. Untergrund Blättle - Website März.

Das Meer in mir

An der *Praia da Oura*, einer der zahlreichen Badebuchten mit pittoresken Felsformationen (so jedenfalls beschrieb es mein Reiseführer) an der Algarve, verwies mich eines Nachmittags eine etwa zwei Meter hohe Welle des Atlantiks, indem sie mich an den Strand zurückspülte. Die unzähligen possierlichen Schnittwunden, die ich mir dabei zuzog, als ich von den Wassermassen über den steinigen Grund geschleudert wurde, zierten noch tagelang meinen Körper und mein Gesicht. Erfahrene Badenarren werden sich nun fragen, wie man nur so einfältig sein kann, sich von einer schlichten Welle so vorführen zu lassen, zumal dieses Phänomen im Meer durchaus keine Seltenheit ist. Jedes Kind sollte doch wissen, dass wenn sich solch ein Koloss vor einem auftürmt, man möglichst direkt hineintauchen sollte, bevor diese ihren Scheitelpunkt überschreitet. Diesen kritischen Stimmen entgegnete ich: Zunächst einmal wusste *ich* es leider nicht und zudem war ich nicht wirklich auf die brisanten Schrollen des Atlantiks vorbereitet. Unbedarfte hatte ich mich daher ins Meer begeben, bis ich nach etwa fünfzehn Metern testikeltief im Wasser stand. Zaghafte befeuchtete ich meine Arme, wie es auch Weicheier und Senioren gerne tun, bevor sie sich in die salzigen Fluten stürzen. Verträumt schaute ich mich um und erblickte Kinder, die vergnügt im Wasser tollten. Als ich stehenden Fußes meinen Blick wieder dem Horizont entgegenstreckte, erhob sich plötzlich ein nur aus Wasser bestehender Berg vor mir. In Bruchteilen von Sekunden sinnierte ich, dass so etwas wohl durchaus vorkommen kann, wenn man den sicheren Strand verlässt und sich ins Meer begibt. Daher versuchte ich, die sich bedrohlich aufbäumende Wasserwand zu ignorieren. Entsetzt musste ich jedoch mit ansehen, wie sie genau vor mir auf stolze zwei bis drei Meter emporwuchs. Zaudernd wurde mir bewusst, dass ich mich demnächst

unabwendbar mit ihr vereinigen würde, sollte ich nicht irgendetwas unternehmen. Also tat ich das, was wohl jeder arglose Idiot getan hätte, nämlich gar nichts. Ich stand einfach nur da, regungslos und verängstigt, ja sogar irgendwie gleichgültig in unfreudiger Erwartung, das Unvermeidliche in Empfang zu nehmen. Und es empfing mich, und das nicht zu knapp. Ich hatte bis zu diesem Zeitpunkt keine Ahnung; sprich, keine bewusste Vorstellung davon, wie viel Kraft in ein paar Kubikmetern Salzwasser stecken können. Man könnte es gut mit einer Druckwelle vergleichen, die bei einer Explosion freigesetzt wird. Meine erste persönliche Tsunami-Erfahrung bescherte mir demnach nicht viel Freude. Ich spürte, wie ich mich im Wasser überschlug und dabei Salzwasser schluckte. Als ich kurz darauf wieder meine brennenden Augen öffnete, fand ich mich, wie bereits erwähnt, am Strand wieder, zusätzlich mit etlichen kleinen Schnittwunden am Körper. Mühsam stand ich auf und blickte mich um. Erleichtert stellte ich fest, dass wohl niemand von diesem kleinen Vorfall etwas bemerkt zu haben schien. Alles war wie gehabt. Die Urlauber lagen am Strand oder tummelten sich im Wasser. Eine Weile blieb ich apathisch stehen und blickte zunächst auf meine Wunden und dann auf die Badenden. Ich bemerkte, dass nur äußerst selten, oder eigentlich überhaupt keine Menschen an den Strand gespült wurden. Wellen hingegen brachen sich beinahe im Sekundentakt und niemanden schien dies wirklich zu interessieren, geschweige denn zu beeindrucken. Sämtliche Badegäste, meist waren es Kinder, planschten ungehemmt durch die Fluten. Ich torkelte zurück zu meinem Badetuch. Dort wischte ich mir Wasser, Salz und Blut vom Körper und begab mich darauf schleppenden Schrittes zu meiner recht schäbigen Pension. Auf dem Weg kreuzte eine kleine schwarze Katze gemächlich vor mir die Straße. Als ich sie

eingehender betrachtete, musste ich feststellen, dass diesem ansonsten sehr süßen Tierchen ein Auge aus der Augenhöhle herausquoll. Die galertige Kugel baumelte lediglich an den Muskelfasern herab. Neugierig und behutsam näherte ich mich der Mieze an, um mir dessen bizarre Verletzung genauer anzusehen. Sogleich fauchte sie mich heftigst an und verpasste mir mit ihrer Tatze einen Kratzer am Unterarm. Zum Glück fiel diese Verletzung neben den übrigen Blessuren nicht weiter auf. Auf eine mehr oder weniger kam es jetzt nicht mehr an. Ich setzte meinen Weg fort. Kurz bevor ich dann endlich meine Unterkunft erreicht hatte, kam mir ein älterer Portugiese auf der Straße entgegen. Als wir ungefähr auf gleicher Höhe waren, spuckte der ältere Herr urplötzlich direkt vor mir auf den Bürgersteig. Ich wertete dieses lautstarke Ausspucken allerdings nicht als Zeichen der Geringschätzung seinerseits, da dieser Herr mich nicht wirklich wahrzunehmen schien. Anscheinend überfiel ihn einfach nur das Bedürfnis, sein Sputum abzusondern. Dieses sonderbare Verhalten beobachtete ich bereits des Öfteren. Das Sympathische an den männlichen Portugiesen ist, dass sie meistens mit sich selbst beschäftigt sind und aufgrund dessen einem auch keinerlei Beachtung schenken, wenn man mit zahlreichen Wunden am Körper direkt an ihnen vorbei schreitet. Das portugiesische Naturell verfügt über eine charmante Veranlagung zur Melancholie gepaart mit extrovertierter Unbekümmertheit. Anders konnte ich es mir schwerlich erklären,

warum unzählige der männlichen Einheimischen, unabhängig ihres Alters, lauthals auf die Straße spieen. Man vernahm förmlich schon aus größerer Entfernung, dass gerade Speichel, Schleim oder Sonstiges durch die Nasenhöhlen zusammengezogen wurde, um es alsbald geräuschvoll auf die Straße zu befördern. Dieses Phänomen beobachtete ich jedoch nicht nur, wie gerade geschehen, in einsamen Seitenstraßen, sondern auch an äußerst belebten Plätzen; wie in Einkaufsstraßen, in der Nähe von Supermärkten, Restaurants, Bars oder Eiscafé. Man unterdrückt keine Emotionen; etwas Störendes und Belastendes wird demonstrativ nach außen getragen. So verhindert der Portugiese anscheinend eine Anstauung von unangenehmen Empfindungen. Überspitzt könnte man nunmehr vermuten, dass sowohl Psychologen als auch therapeutische Fachkräfte in der *República Portuguesa* eher sporadisch beansprucht werden.

Nichtsdestoweniger war der Tag gelaufen. Ich betrat meine Pension und ging direkt aufs Zimmer, in dem ich den noch übrig gebliebenen Teil des Tages verbrachte.

Jörn Birkholz

Jahrgang 1972, Magister Artium in Geschichte/Kulturwissenschaft, aktuell beschäftigt im Geschichtskontor Bremen/Walle mit dem Aufbau einer Datenbank zur Stadtentwicklung sowie Öffentlichkeitsarbeit. Sein Debütroman „Deplatziert“ erscheint voraussichtlich im Herbst 2009 im Schardt Verlag.

Der Wolfsmensch

Der Wald von Moorhan kochte vor Furcht an jenem Oktobertag. Man hetzte Wölfe durchs Unterholz und erlegte fünf von ihnen. Auf der Strecke blieb jedoch auch der Frieden von Eichhörnchen, Kaninchen, Reh und Wildschwein. Einen Eber und mehrere Ricken hatte die Hundemeute noch außerdem gestellt. Im Dorf hatten die Frauen schon die Herde angeheizt. Man begutachtete die Beute, ließ die Flaschen zirkulieren und wartete auf die beiden Treiber John Simon und Tom Finger, die auf dem Rückweg den Anschluss verloren hatten. Der Bläser sandte sein „Halali“ hinaus, damit die beiden Säumigen sie finden würden.

John und Tom verfolgten währenddessen ihre eigene Fährte. Irgendein Großwild hatte das Unterholz in wilder Panik durchbrochen und im matschigen Laub hinterließ es riesige, weiche Spuren. Kein Huftier. Bären gab es in dieser Gegend jedoch schon lange nicht mehr, sogar für einen Eber oder Wolf war es zu groß: Abgeknickte Äste fanden sie bis Hüfthöhe. Sie folgten in sicherem Abstand, die Gewehre schussbereit. Sie hofften auf eine seltene Jagdtrophäe und ihre Nerven waren gespannt wie Saiten, weil sie nicht wussten, was sie da verfolgten und wie gefährlich dieses Ding war. An tief liegenden Blättern von Brombeeren und Kräutern hatten sie Blut entdeckt, es war also verletzt.

Der breitschultrige John, der voraus pirschte, blieb stehen. Hinter ihm stoppte der magere Tom. Das Halali setzte aus. Das Trappeln vor ihnen war verstummt. Kein Vogel wagte, die Stille zu stören. John und Tom blickten einander an und nickten sacht. Sie waren ganz nahe. Langsam und möglichst lautlos schlichen sie durch das Laub, das alle Laute schluckte, doch die Blättchen, die sie streiften, raschelten. Als sie an eine kleine Lichtung gelangen, war diese leer. Bis auf ein kleines Rund aus Ästen, die kreisförmig in die Erde gesteckt waren. In

der Mitte lagen die frisch abgenagten Kochen eines Kaninchens und ältere Federn, die schon in den Matsch hinein getreten waren. Sie blickten einander an. „Das stammt von keinem Tier“, merkte John an. Tom nickte und flüsterte: „Lass uns zu den anderen gehen. Es wird bald dunkel und wer weiß, welches Untier hier herum streunt.“ John stimmte ihm zu: „Wir werden morgen wieder herkommen, wenn du magst.“ Tom nickte und sie kehrten zur Jagdgesellschaft zurück. Von ihrer merkwürdigen Entdeckung schwiegen sie.

Am nächsten Morgen waren die beiden wieder am selben Ort, offensichtlich dem Futterplatz eines seltsamen Tieres. Entgegen der Windrichtung versteckten sie sich am Rand der Lichtung im Unterholz. In der Ferne heulte ein Wolf, und als ganz in der Nähe ein anderer antwortete, packte Tom sein Gewehr fester. Sie hielten den Atem an. Kurz darauf vernahmen sie ein Knacken und Krachen im Unterholz und das Etwas, das auf die Lichtung stürmte, ließ sie an ihrem Verstand zweifeln: schmutzig und auf allen Vieren, mit zotteligen Haaren, die bis auf den Boden reichten, war es doch menschenähnlich. Und trug eine totes Rebhuhn im Mund. Tom schlug die Hand vor den Mund und John blinzelte. Ein Mensch? Der Wolfsmensch warf die Beute in die Mitte des Astkranzes und stürzte sich darauf, wie ein Hund knurrend. Mit den Zähnen riss er dem Vogel einige Federn aus und biss dann hinein, dass Blut spritzte. Die Hände benutzte er nur wie Pfoten, eben um die Nahrung auf den Boden zu drücken. John weinte. Sie warteten atemlos das Ende dieser grausigen Mahlzeit ab, während der sich das Menschenkind das Gesicht rot besudelte, bis von dem Huhn nur noch Federn, der Kopf und die Beine sowie die weißen Knochen übrig waren. Dann rollte es sich zum Schlafen ein. Es dauerte nicht lange, bis sich seine nackten, schlammgespritzten Flanken gleichmäßig hoben und senkten. Leise, ganz leise,

schlichen die beiden Jäger davon und verließen den Ort, an dem sie so Unglaubliches gesehen hatten.

Es war Sonntagnachmittag und seit der Morgenmesse tagte im „Golden Lion“ der Stammtisch. Alle wichtigen Männer des Ortes traf man hier an. An dieses Gremium berichteten John und Tom nun ihre Entdeckung. Niemand zweifelte an dem, was sie berichteten, denn das Zittern in ihren Stimmen sprach für sich. Der Bürgermeister stellte viele Fragen, doch sie konnten weder über das Alter des Wolfsmenschen noch über sein genaues Aussehen etwas aussagen, vermuteten aber, dass er männlich und – da bartlos – noch sehr jung sein müsse. Man wagte nicht, den Apotheker Maine anzublicken, dessen kleiner Sohn vor rund zehn Jahren als fast Zweijähriger beim Beerensammeln im Wald abhanden gekommen war. Der Apotheker war nun lange mit geschlossenen Augen da gesessen und hatte aufmerksam zugehört, während die anderen „unglaublich!“ gerufen hatten oder Tom und John mit Fragen bestürmt hatten. Als der Apotheker blinzeln zu John sagte: „Wir müssen ihn fangen und den Wolfsjungen wieder zu einem Menschen machen“, da war es still. „Ja“, gab auch der Bürgermeister ihm Recht: „Man muss ihn umerziehen und in die menschliche Gesellschaft integrieren, wo er hingehört.“ Nachdenklich kräuselte sich der Rauch seiner Pfeife an der Holzdecke.

Der Lehrer jedoch widersprach und erklärte: „In diesem Alter noch? Wozu? Er leidet doch nicht, es geht ihm gut. Er ist es gewohnt so zu leben und wir dürfen seine Umstände nicht an unseren Gewohnheiten messen. In einem Haus zu wohnen, müsste ihm erschreckend, ja geradezu gefängnisartig vorkommen. Man sperrt doch auch keinen Wolf in einen Hundezwinger!“

Der Apotheker stöhnte: „Hundezwinger? Der Junge muss doch ein Federbett bekommen und warme Mahlzeiten. Und er braucht Freunde, eine Familie.“ Nach diesen Worten umfasste er mit beiden

Händen jeweils den anderen Unterarm und wandte seinen Blick wieder nach innen.

Tom bemerkte kleinlaut, dass vermutlich das Wolfsrudel seine Familie sei.

„Von denen wir gestern fünf erschossen haben“, stellte John trocken fest.

„Eben!“ rief der Bürgermeister. „Der Junge braucht eine richtige Familie und nicht wilde Bestien, die wir auszurotten planen. Stellt euch vor, er gerät einem von euch in die Schusslinie und ihr trefft ihn versehentlich. Oder die Hundemeute erwischt ihn.“ Der Apotheker stöhnte auf.

Tom seufzte. „Ich glaube, er fühlte sich da draußen wohl.“

„Weil er nichts anderes kennt“, fuhr ihn der Bürgermeister an. Der Apotheker schnaufte. Mitfühlend kippte die halbe Runde einen Kurzen.

Es wurde noch lange hin und her diskutiert und am Ende abgestimmt. Man beschloss, den Jungen zu fangen und zu zivilisieren, damit ein richtiger Mensch aus ihm würde. Zu den Vollstreckern wurden John und Tom bestimmt.

Schon zwei Tage später zogen die beiden in aller Frühe los, nachdem alles vorbereitet war. Zur Verstärkung hatten sie den Jäger Ferguson vom Bürgermeister zugewiesen bekommen, einen untersetzten Mann, der darauf spezialisiert war, Großwild lebend zu fangen. Sie hatten ein riesiges Netz mitgenommen, mit dem sie den Wolfsjungen festzusetzen gedachten. Wieder legten sie sich entgegen der Windrichtung auf die Lauer, in einem Halbkreis, das Netz sorgfältig aufgespannt und unter den langen gelben Gräsern am Rand der Lichtung verborgen. Sie warteten ungefähr so lange wie das letzte Mal. Und wieder erklang Wolfsgeheul, das erwidert wurde, und dann erschien die Kreatur. Heute trug sie ein schlaffes Eichhörnchen im Mund, welches sie zu verspeisen gedachte.

Alle drei schlichen näher und auf Kommando Fergusons schleuderten sie das Netz über den Jungen, der sich fauchend und knurrend wehrte. Doch seine Finger verhedderten sich in dem Netz und einer seiner Füße rutschte doch eine der großen

Maschen. Er stürzte zu Boden und schrie wie ein Kind. Immer enger zogen sie das Netz um ihn, bis sie ihn zu Boden pressen und seine Hände und Füße zusammenbinden konnten. Zuletzt knebelten sie ihn, der Wolfsrufe auszustoßen begann. Schließlich trugen sie ihn aus dem Wald. Hinter ihnen heulte die Wölfin.

In Johns Haus hatten sie den Abstellraum im Erdgeschoss leer geräumt und eine Schale mit Milch hingestellt, außerdem ein Körbchen mit Obst und einen Teller mit einem gebratenen Huhn. Ansonsten enthielt das Zimmer nichts mehr. Der Boden bestand aus grauen Holzplanken und die Wände waren unverputzter roter Ziegel. Die kleinen Fenster lagen sehr hoch und waren vergittert. Es gab eine Tür zum Garten hin und eine in den Hausflur und beide waren mit schweren Eisenriegeln gesichert.

Dort ließen sie den Jungen frei. John und Ferguson zogen sich dabei noch einige Bisswunden zu, aber immerhin entkam ihnen ihre Beute nicht. Erleichtert schoben sie den eisernen Riegel vor die massive Holztür. Sie hörten, wie der entknebelte Junge schrie und wütend fauchte wie ein Wolf und sich mit seinen dünnen Schultern gegen die Türe warf. Vergeblich. Schließlich rührte er sich nicht mehr und sie blickten durch ein Guckloch. Sie sahen, dass er auf der Erde saß, den Kopf in den Nacken legte und heulte. Sein langgezogener Klage laut in Wolfsmanier ließ sie erschauern. Sie meinten, aus der Ferne eine Antwort zu hören. Dann wurde es still. Er weinte nicht, wie ein Kind es getan hätte. Er saß einfach nur mitten im Raum, starrte ins Leere und wimmerte wie ein verlassenes Wolfsjunges.

„Ich halt das nicht mehr aus“, knurrte John und schlug vor, sich drinnen in der Stube aufzuwärmen.

Tom bot sich an, Wache zu halten, aber Ferguson lachte nur und fragte: „Wozu? Der sitzt da sicher.“

„Wir machen ihn nur nervös, wenn wir hier stehen und ihn angaffen“, vermutete John.

So ruhten sie in weich gepolsterten geblühten Sesseln am knisternden Kaminfeuer, tranken Tee und Whiskey und beratschlagten. Es gab Rehgulasch mit Klößen.

„Wir werden ihn langsam an uns gewöhnen, bis er Vertrauen gefasst hat“, meinte John. „Wie wir es mit einem wilden Tier tun würden.“

„Würdet ihr nicht“, gab Ferguson zu bedenken.

Tom sah ihn fragend an. Ferguson zuckte die Schultern und meinte: „Ihr würdet doch nicht im Ernst einen wilden Wolf fangen und glauben, ihn zu einem Haushund umerziehen zu können, oder?“

„Aber er ist ein Mensch!“ rief John entrüstet aus.

„Weiß er das?“ fragte Ferguson und zog an seiner Pfeife. Dann tippte er mit dem Pfeifenende an seine Oberlippe und sagte: „Ich würd' was wetten, dass ihr den Teufelsbraten nie gebändigt kriegt.“

„Was sollen wir dann machen?“ fauchte John an. „Ihn etwa erschießen?“

Wortlos zuckte Ferguson die Schultern und schob die Pfeife in seinen Mund wie um auszudrücken, dass er alles gesagt hatte, was er dazu zu sagen hatte.

„Hm“, machte Tom und starrte nachdenklich in sein Whiskeyglas, „vielleicht stimmt das ja. Was, wenn er uns für wilde Raubtiere hält und seine Wolfsfamilie für zivilisierte Wesen?“

„Red' keinen Quatsch!“ fuhr John ihn an. „Sobald wir ihm die Haare geschnitten haben und die Haut unter dem Dreck vorgeschrubbt, wird selbst ihm die Ähnlichkeit auffallen.“

„Hm“, machte Tom nur und kippte den Whiskey in seinen Mund, wo er ihn eine Weile lang hin und her schwenkte.

Ferguson stellte fest, es sei schon spät und er müsse nach Hause. Er bedankte sich für den Whiskey und bot seine Hilfe an, falls der Junge „Schwierigkeiten mache“. Sie begleiteten ihn zur Tür, wo er sich nochmal umdrehte und sagte: „Wetten, den kriegt ihr nicht klein?“

John verzog das Gesicht. „Wir sind seine Freunde. Wer spricht denn von Kleinkriegen?“

„Wir geben ihm alles was er braucht“, bestätigte Tom.

„Na dann“, machte Ferguson, nickte ihnen ein letztes Mal zu und wandte sich ab, um zu seinem Fahrrad zu gehen.

Tom warf auf dem Rückweg ins Warme einen Blick durch das Guckloch in die Abstellkammer. „Ich seh´ nix“, stellte er fest.

John meinte: „Wird schon schlafen.“ Man hörte keinen Laut, also musste es wohl so sein. Sie konnten schlecht die Tür aufmachen und mit einer brennenden Kerze hinein gehen, um nach ihm zu sehen. Sie mussten also bis morgen früh warten, um zu sehen, was der Wolfsjunge machte.

Sie kehrten in ihre Sessel zurück und sprachen über alles Mögliche, aber nicht über den Jungen, der nebenan auf den kahlen Fliesen saß und hoffentlich von ihren Gaben gegessen hatte. Tom übernachtete auch hier, und John, der Witwer war, hatte ihm das zweite Bett in der Schlafkammer im ersten Stock vorbereitet.

„Morgen legen wir ihm Stroh rein“, beruhigte Tom sich selbst, als er die Decken über sein Stoppelkinn zog.

„Ja“, sagte John. „Morgen finden wir heraus, was wir ihm Gutes tun können.“

Noch vor dem Frühstück stand Tom vor dem Guckloch in der Tür, doch bis Sonnenaufgang blieb noch eine Stunde. Nicht einmal dunklere Flecke im Schwarz konnte er ausmachen, denn das Mondlicht beschien nur eine recht hoch gelegene rautenförmige Stelle an der Wand. Die untere Hälfte des Zimmers war schwarz wie die Nacht.

„Rührei mit Speck!“ rief John aus der Küche.

Tom schmunzelte, denn man roch es bis hierher. Ob der Wolfsjunge das wohl

mochte? Kaffee sicher nicht, aber wer konnte schon einem Rührei widerstehen? Sie sollten ihm eine dritte Portion zubereiten. Das schlug er auch John vor, aber der meinte, man solle ihm nicht zu viel Neues zumuten. „Womöglich kotzt er sonst noch. Hat ja bisher nur rohes Zeug gegessen.“ Nachdenklich starrte er auf den knusprigen Speck.

Als endlich die Nacht einer schummerigen Morgendämmerung wich, standen sie wieder vor der verriegelten Tür. Tom blinzelte, bis sein Auge sich an die Dunkelheit gewöhnt hatte. „Verdammt“, rief er. „Ich glaub, die Hintertür steht auf!“ Bevor John nachfragen konnte, war Tom zur Haustür hinaus gerannt und um das Gebäude herum. Tatsächlich: Die Hintertür schwang im Wind. An dem schweren Eisenriegel klemmte ein Bündel graubraunen Fells. Wolfshaare!

„Verdammt!“ entfuhr es John. „Wie haben die denn das geschafft?“

Tom lachte. „Sie hat ihn geholt. Seine Mutter hat ihn gefunden und rausgekriegt, wie man den Riegel aufschiebt.“

„Und wir verdammt Idioten haben geschlafen. Alles verschlafen. Aber konnte auch mit so etwas rechnen?“

Tom blickte über die weiten Wiesen zum Wald hinüber. „Ein bisschen freu ich mich für ihn. Er war hier nicht glücklich.“

„Blödsinn“, sagte John und schlug mit der Faust gegen die Hauswand. „Das war doch nur der erste Tag. Der hätte sich an uns gewöhnt und wäre noch ein Prachtkerl geworden.“

Sie lehnten die zerstörte Tür an. In der Ferne hörten sie Wolfsgeheul.

Karl Farr

1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen, die Kurzgeschichten-sammlung „Die Sache mit dem Floß“.

Herta, meine Jugendfreundin

Als die flotte Herta in der Frühe zu mir kam, bettelte sie um ein Butterbrot. In Begleitung war wieder einmal die stinkende Monika. Der schläfrige Mucki sprang auf, hopste auf das Fensterbrett und gähnte in den Morgen hinaus. Das war nämlich so gekommen, dass mich Herta am Abend des vorangegangenen Tages abholte; rauschende Robe, neue Stöckelschuhe, Parfum Chanel 5 und derlei Firlefanz. Es war am Samstag und wie üblich „unser“ Ausgehtag. Das hieß für Herta – einen Mann aufreißen. Sie brauchte das, aber mir gefiel die Art nicht, wie sie das anstellte.

Sie nahm mich zwar immer mit – ich würde sagen, sie war eine „ehrbare Dirne“ (sie kam allgemein bei den Männern gut an), denn sie verlangte kein Geld „dafür“. Also, wir gingen jeden Samstag in ein bekanntes Tanzcafé – sie schwang meistens einen temperamentvollen Rock´n Roll oder andere flotte Tänze, die gerade damals Mode waren. Der Abend begann mit einer Limonade; dann kamen Weißwein, Rotwein, dunkles Bier, belegtes Brötchen. Sie tanzte nicht schlecht, aber gestern Abend traf sie zufällig den faulen Franz – der hatte so gar keinen Bock auf eine heiße Sohle auf dem Parkett. Ich war Hertas Freundin, ihre beste Freundin sogar, denn ich teilte Freud und Leid mit ihr; dass sie sich die Männer auf diese Weise angelte, das befremdete mich. Sie verschlang diese Typen regelrecht; sie

probierte sogar den Verlobten ihrer Schwester Renate aus. Um wieder auf den faulen Franz zu kommen: Er sah zwar aus wie Gregory Peck, hatte eine junge Frau und ein Kind. Aber das war für beide kein Hindernis. Um ½ 5 Uhr in der Früh verließen sie das Café. Mich brachten sie mit dem Auto schön brav nach Hause. – Na ja, ich schlief fest und gut, allerdings – wie schon erwähnt – etwa um 5 Uhr morgens. Sonntag, den 24. Juli läutete Herta an der Hausglocke. Sie wollte auch noch, dass ich sie später mit dem faulen Franz ins Gästezimmer ließ, aber das kam natürlich nicht in Frage.

Am Montag traf sie den Franz auch – vielleicht Mittwoch noch – aber diese Beziehung hatte keine Zukunft, genauer gesagt, es wurde nichts daraus. Das Ganze dauerte vielleicht vier Wochen. Nach dem Franz kam der dumme Erwin – und weiter ging´s mit „Rock around the clock“.

Elfriede Camilla Herold

in Wien/ Österreich geboren, arbeitete als Damenschneiderin und ist jetzt im Ruhestand. Seit 1984 schreibt sie Kurzgeschichten, Märchen, Lyrik, experimentelle Prosa, Schmunzelgeschichten, Satiren u.v.m. Veröffentlichungen in Anthologien, Literaturzeitschriften und Internetforen im In- u. Ausland, zahlreiche Lesungen in Wien.

Der Taubennummerierer

„Das ist wieder einmal eine verflixte Hitze heute“, murmel ich verdrießlich und unausgeschlafen. Es ist erst 9 Uhr vormittags und mir rinnt schon der Schweiß den Rücken herunter. Ich bin Taubennummerierermeister, denn dazu braucht man eine gründliche Ausbildung (drei Jahre Lehrzeit mit Gesellenprüfung). Ich bin Unternehmer und besitze einen großen Taubenschlag von etwa 7000 Tauben, die in einem großen Käfig darauf warten, eine Nummer an ihren kurzen Beinchen angebracht zu bekommen. Natürlich brauchen sie auch genug zum Fressen und Trinken. Dafür sind eigene Behälter angebracht, die sich öffnen, sobald eine Taube ihren Schnabel unterhalb berührt und für genügend Wasser, das durch einen kleinen Schlauch in einen Behälter tropft, ist auch gesorgt. Dieser Beruf ist nicht so lustig wie mancher annehmen könnte. Der Geselle ist derzeit auf Urlaub und mein Lehrling ist noch nicht erschienen. Ich bin nicht gerade begeistert über meinen Beruf, aber ich habe sonst nichts gelernt. In der Schule war ich faul, zu den Lehrern frech und vorlaut. Nichts machte mir Freude, also habe ich mich für diesen etwas öden, aber recht einträglichen Beruf entschieden.

Ich habe heute in eineinhalb Stunden nur 30 Tauben nummeriert, das ist sehr wenig im Vergleich zu sonstigen Tagen, an denen ich mehr als das Doppelte schaffe.

Die Nachfrage nach nummerierten Tauben ist groß. Ich werde einen zweiten Arbeiter einstellen müssen. Arbeiter sind heutzutage aber teuer. Unter 1400 Euro will keiner einen Handgriff machen.

Ich gehe ins Personalbüro, wo eine verknöcherte Frau um die 40 mit dünnem Hals und schlechten Zähnen sitzt und an einem Computer tippt. Sie blickt kurz auf. Ich sage ihr, sie soll eine Anzeige in die

Zeitung geben, daß wir noch männliche und weibliche Anlernkräfte brauchen. Ich kehre wieder zu meinen Tauben zurück. Inzwischen ist der Lehrling erschienen mit einem schiefen Lächeln auf dem Gesicht. Ich sage zu ihm: „Jetzt aber schnell an die Arbeit, Jorge, wieso so spät heute?“ Er antwortet: „Ich fühlte mich nicht wohl, ich hatte Bauchschneiden und dann heftigen Durchfall. Es ist das erste Mal.“

Ich schaue ihn mit vernichtenden Blicken an. Jorge meint verdrießlich: „Tun Sie sich was an, Svoboda, hatten Sie nie? Viel Spaß macht mir diese eintönige Arbeit nicht. Na, ja.“ Ich erwidere: „Sei nicht so frech, du kostest mich sowieso eine Stange Geld.“ Seine Antwort ist wenig erbaulich für mich: „Viel zu wenig für das, was ich leisten muß.“

Darauf sage ich nichts und wir beginnen wieder weiter Tauben zu nummerieren. Mit dem Taubennummerieren ist das so eine Sache, das erfordert Genauigkeit. So mancher Täuberich hat nicht immer Lust, eine Nummer zu bekommen, und will lieber fressen, ein anderer ist streitsüchtig und lässt beim Fressen keinen heran. Andere haben sich eine Braut gesucht, bei der sich die Männchen eine Zeit lang aufhalten. Viele Weibchen sind wählerisch und picken nach verschiedenen Männchen, wenn sie sich ihnen nähern. Ich selbst habe eine Lieblingstaube, sie ist ganz weiß, die den Frieden symbolisieren soll und heißt Frieda. Sie nähert sich mir, wenn ich Anzeichen mache, sie solle mir auf die Hand hüpfen, was sie dann als eine der wenigen auch befolgt, wo dann ein paar Körnderln auf sie warten.

Wenn der Geselle wieder vom Urlaub zurückkommt, wird es wieder mehr Taubennummerierungen geben und es gibt dann eine Leistungssteigerung. Außerdem bin ich sicher, dass wir noch einen Arbeiter

bekommen, dem das Nummerieren von Tauben auch mehr Spaß macht. Es muß halt alles erarbeitet werden.

Thilo Bachmann

von beruf gelernter gärtner, schreibt gerne kurzprosa, kurzkrimis, schmunzelgeschichten, lyrik, weihnachtsgeschichten, satiren, essays. in mehreren anthologien und zeitschriftenverlagen im in- und

ausland veröffentlicht. hobby-pianist. Steckenpferde sind fremdsprachen, literatur, musik, geschichte. Lieblingsautoren: dostojewsky, knut hamsun, gustav freytag. Bevorzugte komponisten: bach, beethoven, mozart, auch countrymusik, soul, blues.

Am Anfang waren drei Buchstaben und ein Mietwagen

Sonntagmorgen. Gemeinsames Frühstück der kleinen Familie.

„Wie und wo habt ihr mich überhaupt gekriegt?“

Zugegeben, eine solche Ausdrucksweise der kleinen Emma hatten Papa und Mama noch nie von ihr gehört. Deshalb riss ihr Erzeuger die Lider hoch. Doch dann, als läute es in seinem Gehirn: „Du bist vielleicht 'ne Blüte, Emma. Nicht auf Mallorca, nicht in Portugal oder Südafrika, wenn du weißt, wo diese Länder liegen, sondern im guten alten Deutschland. Und außerdem, weil sich Papa und Mama sehr lieb haben“, warf der Jungvater über den Tisch seiner Tochter zu. (Das hatte er vor ein paar Tagen in einem dieser halbschlaunen pädagogischen Nanny-Büchern gelesen und sich diese Stellen gleich angestrichen. Man kann ja nie wissen...! Deshalb brauchte er auch nicht lange zu überlegen, was er seinem Töchterchen Emma auf diese für ihn so heikle Frage antworten sollte – wollte er doch zudem seine Seele mit einer klugen Antwort reinigen. Biene und Klapperstorch – das war natürlich für die Kleine zu wenig.)

„Ist doch langweilig, so eine Antwort, Papa!“ rief die kleine Emma kess, und ihr Kopf fuhr neugierig zu Mama hin, die sehr über ihren Mann feixte und über dessen Bogen, den er um diese komplizierte sexuelle Frage kleiner Leute schlug.

„Können wir Papa nicht auf den Fußballplatz schicken, und dann erzählst du mir, wie es richtig war, Mama?“

„Das wäre überflüssig, Kind. Papa kennt doch die Geschichte. Immerhin war er ständig dabei. - Drei Buchstaben sind verantwortlich und ein Mietwagen einer Autovermietung in Kaiserslautern. Deshalb bist du auf der Welt“, warf Mama leichthin über den Tisch, und wie es unter Frauen so ist, ohne zu zögern.

Emma schaute etwas verwirrt auf Mama, dann sehr skeptisch auf Papa und legte das Köpfchen schief. „Drei Buchstaben, ein Mietwagen und eine Autovermietung in Kaiserslautern? - Wohl bei Opa und Oma? Oder dem A – B – C – he?“

„Nein, drei andere: K – I – B. Ich wohnte damals in Halle an der Saale. Das ist eine Stadt in den neuen Ländern. Und Halle benutzte damals diese drei Buchstaben als Autokennschild¹. Papa lebte schon damals hier in Kaiserslautern. Mama und Papa konnten sich nie treffen, da ging so eine Mauer durch Deutschland, die du im Fernsehen schon gesehen hast. Darüber zu

¹ Bis einige Zeit nach der Wende war die DDR in Bezirke aufgeteilt, nicht die Länder, die abgeschafft waren und erst nach der Wende wieder eingeführt wurden. Jeder Bezirk hatte sein spezielles Buchstabenkennzeichen, z.B. Halle das „K“. Als es mehr Autos gab, kam zum „K“ ein zweiter und später ein dritter Buchstabe hinzu. Mit der Abschaffung der Bezirke und der Neugründung der Länder wurden dann nach 1990 das bundesdeutsche System eingeführt, so dass Halle jetzt „HAL“ hat.

klettern ging nicht, die war zu hoch. Aber auf einmal war diese schreckliche Mauer weg – wie weggezaubert. Leute, denen dieses Ding nicht gefiel, haben sie einfach umgeschubst. Papa, der damals noch nicht dein Papa war, kam sofort – mit dem Zug, weil er nicht wusste, ob es Benzin für sein Auto in Halle gab. Opa und Oma konnten nicht mitkommen, obwohl sie gerne das Mädchen kennen gelernt hätten, für das ihr Sohn so schwärmt. – Wir hatten uns nämlich kennen gelernt, als er zwei Jahre zuvor mit seiner Schulklasse eine Bildungsreise nach Halle unternahm. Und seither schrieben wir einander Briefe.“

„Und was passierte dann zwischen euch? Weil ich ja da bin, wie ihr seht, auch wenn ich manchmal schwer verdaulich für Papa bin. - Hat er mal gesagt!“

„Ach Gott, das ist doch gar nicht wahr!“ protestierte Emmas Vater.

„Mama hat Papa immer angeschaut, weil er so groß war und so schön. So schön wie ein Diamant.“

Emma schaute ihre Mutter an, dann stellte sie sachlich fest: „Da muss ich aber lachen, Mama. - Schön wie ein Diamant! Das ist vielleicht lange her.“

„Du sollst mich nicht immer so hoch dotieren!“

„Aber unrecht habe ich auch nicht, ich liebe dich doch.“

Emma langte nach Papas Hand und streichelte sie wie beruhigend.

„Wir Frauen sind uns darüber schon im Klaren, Papa“, stellte das Mädchen altklug fest; diesen Satz hatte sie bei Mama aufgeschnappt. „Hast du Mama auch immer angeguckt, Papa?“

„Na klar, so eine hübsche Frau!“

„Hübsch wie Schokolade, die ich so gerne esse?“

„Genau so.“

„Und wie ging es weiter?“

„Na, wir gingen zusammen aus – tanzen, und einmal tanzte Papa so heftig mit mir, dass er ausrutschte und ein dickes Bein bekam.“

„Kann der das denn – tanzen?“

„Aber selbstverständlich, auch dafür liebe ich ihn. Papa ist ein ausgezeichneter

Tänzer! Doch das mit dem Bein war schrecklich. Schrecklich! Ich sah ein, dass er nicht mit der Eisenbahn nach Kaiserslautern fahren konnte. Da bat er mich, ihn mit meinem Auto nach Hause zu bringen. Ich traute mich aber nicht, da ich nur ein kleines Auto fuhr, einen ‚Trabi‘, den du auch schon im Fernsehen gesehen hast. - Da hielt er plötzlich meine Hand fest, streichelte sie und sagte: ‚Erstens kann dir mit deinem Nummernschild überhaupt nichts passieren. Wer bei uns drei Buchstaben am Auto hat, da wissen die Leute, man kommt vom Land. Und du wirst sehen, die Kaiserslauterner nehmen alle Rücksicht. - Und zweitens sitze ich ja neben dir.‘ Als ich zögerte, bestimmte er: ‚Ich rufe doch lieber meinen Freund in Kaiserslautern an, der eine Autovermietung betreibt. Der soll mir einen Mietwagen schicken, den du dann viel besser über so eine lange Strecke fahren kannst.‘ Wie dieser Mietwagen hierher gelangte, ist eine andere Geschichte. - So kam es, dass du auf der Welt bist.“

„Vom Autofahren? Das ist ja komisch! - Siehst du, Papa, das ist viel spannender mit den drei Buchstaben als dein Quatsch: Weil sich Mama und Papa lieb haben... Das steht doch in jedem Buch!“

Holger Hartenstein

1940 in Meißen geboren, derzeitige Tätigkeit Honorar Dozent im Europäischen Bildungswerk für Beruf und Gesellschaft für Germanistik und Kommunikationswissenschaften. So auch meine Studienrichtungen.

Seit 1972 wohne und arbeite ich in Halle/Saale und in Bennstedt, unweit Halles. Schreibe Gedichte und Kurzgeschichten, von denen einige gedruckt wurden, aber auch literaturtheoretische Veröffentlichungen. Neben der Literatur großes Interesse für klassische Musik – die Italiener, Beethoven und Chopin insbesondere.

Pöttchen meiner Freuden

Ich habe meine Lieder
An Häuser gehängt.
Niemand will sie singen

Mein Mädchen tanzt
Um eine Sonntagsbank,
Und kein Auge spielt Geige.

Ich habe mir umgehängt
Ein Knöchlein vom Vogel Enttäuschung.
Eine Wolke bepinkelt es.

Mein Mädchen zertritt eine Made,
Die aus der Sonne kroch.
Das Meer geht vorüber und lacht.

Ich werde einem Iltis
Mein Herzblut vererben.
Er hat so viel Durst.

Vor'm Pöttchen meiner Freuden
Fahren Pumpen auf.
Ich konnte den Zucker nicht zahlen.

Mein Mädchen ging zu den Hexen,
Um für mich zu beten.
Es wurde verzaubert zum Kamm.

Nun kämme ich aus meinem Herz
Damit alle Hoffnung aus
Und bestatte meine Lieder

Kurt May

*Ich wurde 1940 in Komar/Tschechien
geboren, bin verheiratet und habe bis zum
Sommer 2005 als Lehrer gearbeitet. Von
mir wurden bisher Gedichte, Fabeln,
Aphorismen, Kurzgeschichten und Satiren
in Literaturzeitschriften und Anthologien
abgedruckt.*

Rezension: „Atlantik Allee“ von Juliane Kobjolke

Geld und ein sorgenfreies Leben wurden ihnen in die Wiege gelegt und sie sind füreinander bestimmt: Katinka Conelli, Tochter einer Dynastie von Schokoladenfabrikanten, und Christoph Storm, Sohn eines renommierten Anwalts, lernen sich kennen, als sie sein Auto zu stehlen versucht.

Die beiden vereint, dass sie die Oberflächlichkeit des Luxuslebens abstößt, sie verachten das sinn- und moralentleerte, aber hasserfüllte Leben der Reichen, sie erschreckt die Tatsache, dass ihr Leben bereits verplant und vorgezeichnet ist. Darum brechen sie aus dem Zwang, Schulkleidung zu tragen, Tennis zu spielen und den Beruf des Vaters zu ergreifen. Stattdessen suchen sie anderweitig nach Sinn, Freundschaft und Herausforderungen. Katinka hängt mit Skatern ab und lernt das Autoknacken.

Katinka und Christoph verstehen sich sofort, es knistert und es zieht sie zueinander hin, bis zu der magischen Vollmondnacht, wo sie beinahe ein Paar werden. Doch sie verpassen diesen Augenblick und ab da überschlagen sich die immer dramatischer werdenden Ereignisse: Ein Millionenbetrug, Gangster und mehrere Morde jagen einander. Katinka wird verdächtigt, ihren besten Freund getötet zu haben, und lebt ab da auf der Flucht. Zehn Jahre lang irrt sie durch die Welt, bis sie Christoph wieder begegnet. Wird diese zweite Chance zu einem Happy End führen? Oder ist schon zu viel geschehen, um die Zeit zurück zu drehen?

Das Buch liest sich sehr angenehm dort, wo Lokalkolorit beschrieben wird, egal ob Degerloch oder Stuttgarter Killesberg, exotische Länder oder Strände. Beispielsweise hier: „Die zweigeschossige Landhausvilla in Degerloch lag idyllisch auf einer kleinen Anhöhe mit Blick auf viel

Grün und einen Teil der Stadt Stuttgart. Da die Straßen rundherum allesamt Sackgassen waren, lebte es sich hier ausgesprochen ruhig, was die Storms schätzten. Nach einem nervenaufreibenden Tag in der Kanzlei, nach einer Gerichtsverhandlung oder einem Gespräch mit einem Klienten, von dem er genau wusste, dass er noch ein maßgebliches Detail verschwieg, liebte es Johannes, hier zur Ruhe zu kommen. Allein beim Sichten des Hauses kehrte in ihm stets eine wohlige Erleichterung ein und das Sandelholzaroma aus den von Karin überall platzierten Potpourrikörbchen strömte durch seine Nase, noch bevor er in die Diele trat. Anlässlich der Weihnachtszeit duftete es derzeit nach Apfel-Zimt, was ihm ebenso behagte. Dazu hatte seine Frau Engelsfigürchen und Pyramiden aufgestellt und die Fenster mit Lichterketten geschmückt. Das einzige, womit er sich nie anfreunden würde, waren die ab dem ersten Advent von CD trällernden Kinderchöre.“

„Sobald man den Kopf unter Wasser steckte, wurde man Teil dieser in vielen Farben schillernden Welt. Seine zahlreichen Bewohner huschten von A nach B, ganze Trupps wirbelten vorbei. Dies scheinbar sorglose Treiben vermittelte Impressionen einer Verkehrskreuzung am Rande einer geschäftigen Einkaufspassage nach Feierabend. Ein Schwarm Goldstriemen begegnete einer noch größeren Anzahl Roncadores, Brassen wurden von kleineren Barrakudas gejagt. Scheue Trompetenfische eilten davon. Eine Glasqualle stieg empor, ihre dünnen Fangarme zeigten die Strömungsrichtung an. Der halbkreisförmige Rand der nahe gelegenen Vulkanschlucht fiel senkrecht ab und endete auf sandigem Grund in einer Art Amphitheater auf zwanzig Metern. Zwischen den Felsen konnte man

Drachenköpfe, Seespinnen und Muränen antreffen, hin und wieder auch einen Tintenfisch.“

Leider erinnert mich die oft klischeehafte Wortwahl der Autorin sowie der steife Sprach- und Denkstil der Helden schmerzhaft an Pilcher und Co. So wirken selbst Katinka und Christoph trotz ihrer rebellischen Lebendigkeit doch irgendwie steif. Zwei Kostproben:

„Da Katinka mit einer nicht zufrieden stellenden Familie genügend Sorgen hatte, war sie aus voller Überzeugung, sich auch noch solche Freunde aufhalsen zu wollen, Einzelgänger geworden.“

„Sein Element war das Wasser. [...] Er bewunderte und respektierte seine

Geschöpfe. Er war süchtig nach der Herausforderung, es zu bezwingen, wie auch nach der Ruhe, die er fand, wenn er sich einfach von ihm treiben ließ.“

Obwohl dieses Buch von mir nicht die Bestnote erhält, ist er doch ein tempo- und actionreicher, spannender Roman, der sich vor allem wegen der schönen Schauplätze und Stimmungen zu lesen lohnt.

cenarius Verlag, 2009
Taschenbuch, 351 Seiten
ISBN 978-3-940680-14-3
14,80€

Rezensiert von Andrea Herrmann

CD-Rezension: „Muths Koffer“ von Werner Muth

Die Lyrik-CD „Muths Koffer“ enthält Texte von Werner Muth, mit Musik von Peter Herrmann, Tom Liwa und Arms Akimbo, Gesang und Rezitation Manuela Weichenrieder, Tom Liwa und Werner Muth, Gast-Rezitation Julia Czeloth.

Endlich, nach über einem Jahr, erschien Werner Muths zweite Lyrik-CD!² „Muths Koffer“. Sie erfüllt meine hohen Erwartungen: Ich bin begeistert. Auch diese CD zeichnet sich aus durch Wortspiele, die ein neues, bedeutungsvolles Licht auf Alltagsworte und -redewendungen werfen. Da steckt so viel Mehrfachsinne drin, dass man auch beim zweiten und dritten Anhören noch neue Aspekte entdeckt. Die sorgfältig ausgefeilte Lyrik harmoniert sprachlich und rhythmisch. Die sympathischen, professionellen Sprecher/innen sind angenehm anzuhören. Untermalt wird die Lesung durch unaufdringliche schlichte Musik, insbesondere Gitarre.

Die Texte handeln von Privatem, Gesellschaft und der Verknüpfung zwischen beiden. Liebe als Quell tiefer

Gefühle aller Stimmungen vom „Blutbad im Herzen“ über Rempelen durch Eros, Lügen, die mit kurzen Beinen im Mondlicht tanzen, bis zur Verschmelzung von „zwei Strähnen, die im Wind zu einer wurden“. Der Einzelne flieht auf den Balkon als Rettungsboot im grauen Häusermeer, ist vielleicht „vom Beckenboden bis zur Schädeldecke [...] unbehaglich eingerichtet“, sucht nach der Wahrheit oder nach einem Parkplatz. Der faule Apfel spielt im Theater seine Doppelgänger, am seidenen Faden ist die Fliehkraft der einzige Halt, was aber nicht verhindert, dass wir aus der Mode kommen und Unlust Schule macht. Immerhin geht nicht alles verloren, sobald es untergeht, was uns im Museum die gehobenen Schiffswracks beweisen. Immerhin kann man sich am bitterkalten Morgen schon auf den heißen Tanz am Abend freuen!

Eine CD, die man gerne auch mehrmals hört (oder das Begleitbuch liest), um die deutsche Sprache und das Alltagsleben neu zu entdecken.

Ludwig LC, 2009,
Indigo CD 921022, 16,95€
Rezensiert von Andrea Herrmann

² Ich beziehe mich auf meine begeisterte Rezension der ersten CD „Ich könnte mir ein Fahrrad leihen“ im April 2007, 16. Ausgabe des „Veilchens“.

Rezension: „Wie oft, denkst du, kann man sich verlieben?“ von Gerd Egelhof

Dieses dunkelviolette Büchlein behandelt in Gedichten und Kurzesays in Strophen die verschiedensten Aspekte der Liebe des Mannes zur Frau, aber auch der Liebe zur Schriftstellerei. Der Autor widmet den Frauen - Sommermädchen wie reifen Frauen - Komplimente in allen Farben. Da wird im Vorübergehen geflirtet, genüsslich angeschaut, der Frisör hat zärtliche Hände, die Kellnerin einen süßen Pferdeschwanz. Die Titelfrage wird leider vom Autor nicht beantwortet:

Wie oft, denkst du, kann man sich verlieben?

Ist es das eine Mal für immer?

Ist es mehrmals und immer wieder?

Oder ist es ein letztes Mal für immer nachdem mehrmals und immer wieder nicht für immer sein konnte?

Statt einer Antwort werden uns weitere Fragen und provokante Thesen geschenkt. Beispielsweise die, ob Männer sich mehr für Frauen interessieren, deren Namen voller Vokale sind, statt vieler

Konsonanten. Also eher für Eleonore und Heidi als für Brigitte und Charlotte?

noch eine Leseprobe:

Unvergänglich, doch am falschen Ort

*Vor dem Schlachthof
ist ein großes Gefühl
stehengeblieben
weil es niemandem gehört
der Wachmann
hat es schon
ein Dutzend mal
aufgeschrieben
weil es dort
wo es stet
stört.*

Gerd Egelhof, geboren 1970, lebt und arbeitet in Waiblingen bei Stuttgart.

„Wie oft, denkst du, kann man sich verlieben?“ ist sein neuester Gedichtband. Des weiteren schreibt Egelhof Romane, Kurzprosa und Sachbücher. 2000 wurde er beim Baden-Württembergischen Landeslyrikwettbewerb mit dem Kreispreis Rems-Murr ausgezeichnet.

Verlag make a book, 2008
Taschenbuch, 68 Seiten
ISBN 3940218235

Rezensiert von Andrea Herrmann

Rezension der Anthologie „Fernes Licht - Lyrische Betrachtungen“

Mit diesem Lyrikband haben die 37 Autor/innen ein Glanzlicht der Poesie erschaffen. Hier funkelt und glitzert es, leuchtet und spiegelt sich. Und wo Licht ist, da gibt es auch das Verglühen, das Verlöschen, Verblässen und Schatten. Dieses Buch zu lesen ist wie das Wandeln durch eine Bildergalerie über Tag und Nacht, Silber und Gold und alle Farben des Regenbogens.

Doch zeichnet die Sprache auch dreidimensionale Lichtspiele in ihrer symbolischen Kraft: Kaminfeuer, Scheinwerfer, Blitze, Glanzlichter auf dem Wasser, Sonne, Mond und Sterne, das Funkeln des Reifs am Morgen, Leuchttürme und Sternschnuppen und die Lichter einer U-Bahn. Und doch geht es nicht nur um das Farbspiel als Selbstzweck, sondern hinter dem Funkeln und den Schatten lauert deren doppelte Bedeutung, die Bilder sprechen von Leben und Tod, Hoffnungen und Freude.

Dieser Lyrikband ist eine Lesefreude für alle Freunde des Schönen, auch für Lyrikmuffel!

Leseprobe:

Kindheitsträume

*auf den Vollmond klettern
in die Sterne springen
ein Vollbad
in der Milchstraße nehmen*

*doch die Kindheit
ist Lichtjahre weit fern
Asche in den
Augen der blauen Seen.*

Elke Böhm

Manchmal

*Manchmal
Nachtüber
Treiben wir fort
Erwachen ins Dunkle*

*Schwarz schimmern
die Kelche der Rosen
Fahl wachsen
die Beeren der Mistel*

*Ausgesetzt
in den Gärten der Finsternis
Warte nicht auf den Winter
Grau fällt der Schnee*

*Kummertgewandete Träume
bewachen die Festung
Pechversiegelt
Herz und Tor*

*Quere die Düsternis
Wage das Leuchten in dir
Der nicht geworfene Stein
fehlt in der Mauer*

*Lege den Mantel der Trauer
in die Truhe Niewieder
Sie verschwindet
sobald du den Schlüssel gedreht*

*Werfe ihn weit
in den Wald des Vergessens
Winde dich durch
die schmale Öffnung*

*Samme Steine aus Mut
und mische den Mörtel des Trotzdem
Sorgsam schließe das Schlupfloch
Glätte die Spalten des Zweifels*

*Löse die schützenden Häute
und gib frei dein zitterndes Herz
Setze den Fuß in die Spur der Heilung
Folge dem Licht in die Ferne*

Christiane Röper

cenarius-Verlag, 2009
Herausgeber Jürgen Ludwig
Taschenbuch, 110 Seiten,
ISBN 978-3-940680-10-5
12,80€

Rezensiert von Andrea Herrmann

Wettbewerbe

Datum	10.08.2009	15.08.2009	15.08.09
Name	Ideale suchen	KULTURZONE- Wettbewerb	„Eberhard“ - Kinder- und Jugendliteraturpreis des Landkreises Barnim
Genre	literarische Texte aller Art (Erzählung, Gedicht, Reportage, Märchen); für Jugendliche und junge Erwachsene, aber nicht für Kinder	Text für ein Friedenslied	Texte der Kinder- und Jugendliteratur mit Umweltthematik (unveröffentlicht)
Thema		Frieden	Auf dem Holzweg (Umwelt)
Umfang	Max. 36.000 Zeichen	Text für ein 3 bis 10 Minuten langes Lied	nur ein Beitrag pro Autor/in; max. 7 Seiten
Form		Deutschsprachig, mit oder ohne Melodie; dreifache Ausfertigung oder als E-Mail; Name, Alter, Adresse, E-Mail, Tel.nr., eventuell Vita; Einwilligung zur Veröffentlichung bzw. Aufführung des Beitrags	Schriftart Arial, Schriftgröße 12 Punkt, Zeilenabstand 1,5; Auf gesondertem Blatt Name, Anschrift, Kurzbiographie und Tel.nr.; Manuskript 7fach, Personalblatt 2fach
Preis	Preise im Gesamtwert von 3000 € Veröffentlichung in einem Jahrbuch und/ oder Internet	Aufführung und Veröffentlichung	2.500 €
Veranstalter	IDEALE-Stiftung		
einsenden an	info“at“Ideale- suchen.info notfalls auch an: IDEALE-Stiftung, Rose oder Gerald Knittel, An den Höfen 5, D-49811 Lingen	KULTURZONE e.V. (Hauptsitz), Grenz 10, D-17291 Randowtal	Landkreis Barnim
nähere Informationen	www.ideale-suchen. info/Literatur.html info“at“Ideale-suchen. info	http://www.kultur- zone.de/schreibwettbewe rb2009.htm +49 0 39857 39151	Landkreis Barnim, Strukturentwicklungsamt, Am Markt 1, D-16225 Eberswalde +49-(0)3334/ 214-1255, kulturverwaltung“at“kvbar nim.de

Datum	31.08.2009	31.08.2009	01.09.2009
Name	Evolver-		

Datum	09.09.2009	30.09.2009	15.10.2009
Name	Lise Meitner Literaturpreis	Dresdner Lyrikpreis 2010	Putlitzer Preis 2010
Genre	Texte (unveröffentlicht)	Lyrik	Kurzgeschichten (unveröffentlicht, auch nicht im Internet)
Thema	Technik und Geschlecht		Essen
Umfang	Max. 30 Seiten; pro Autorin bis zu 3 Texte	6-10 Gedichte eines Autors	Max. 1000 Wörter; nur 1 Beitrag pro Autor
Form	Anonym in vierfacher Ausführung; Adresse und Erreichbarkeit nur ein Mal extra beilegen	In 5facher Ausfertigung + knappe Bibliographie + Adresse; Texte anonym, mit Kennwort auf allen Textseiten sowie auf der Bibliographie	In 4facher Ausfertigung; anonym mit Codewort; zusätzlich Text mit Namen, Adresse, Tel.nr. und E-Mail in verschlossenem Umschlag, auf dem das Codewort wiederholt wird; ohne Anschreiben
Preis	2200€ Preisverleihung: November 2009 an der TU Wien	5000€	1.) 150€ 2.) 100€ 3.) 75€ 4.-6.) 50€ 1.-3.) außerdem eine Über- nachtung für zwei in Putlitz, Lesung und Veröffentlichung im Autorenkalender 2010
Teilnehmer	Nur Autorinnen	AutorInnen aus dem deutschsprachigen Raum und der Tschechischen Republik	
Veranstalter	Frauenreferat der HTU (Österreichische HochschülerInnenscha- ft an der Technischen Universität Wien) und die Kunstvereinigung Akunst	Oberbürgermeister der Landeshauptstadt Dresden	Literaturverein „42er Autoren e.V.“
einbringen an	Frauenreferat der HTU, “Lise Meitner Literaturpreis”, Wiedner Hauptstraße 8-10, A-1040 Wien	DRESDNER LITERATURBÜRO, Antonstraße 1, D-01097 Dresden	42erAutoren e.V., z. Hd. Karen Lark, Kirchhofallee 80, D-24114 Kiel
nähere Informationen	http://twoday.tuwien.a c.at/static/lisemeitner/f iles/Ausschreibungste xt7LML.pdf	http://www.dresdner- literaturbuero.de T./F: 0351-804 50 87	www.putlitzerpreis.de

Datum	30.11.2009	31.12.2009	31.03.2010
Name		erostepost - Literaturpreis	Lesbischer LiteraturPreis
Genre	Kurzgeschichte (unveröffentlicht)	Prosa und Lyrik für Kinder (6-12 Jahre)	lesbische Liebesromane
Thema	Rückenwind	literarisch anspruchsvolle Texte, die Kindern Kraft und Optimismus geben, nicht lieblich oder belehrend	
Umfang	Nur 1 Beitrag; max. 1500 Wörter	10.000- 20.000 Zeichen	Mindestens 60.000 Wörter
Form	Anonymisiert, Wort- anzahl angeben; 2 Exemplare, einseitig gedruckt und als Datei auf PC-Diskette (doppelt) oder CD- ROM; .doc, .rtf oder .txt; Schutzgebühr: 5 Briefmarken à 55 Cent (D oder A), 5 Marken à 85 Rappen (Schweiz) oder zwei Internat. Postantwort- scheine; Anschreiben mit Anschrift, Tel.nr., E-Mail, Titel des Beitrags, Geburts- datum, Kurzbio- graphie 3-5 Zeilen	3fache Ausfertigung, anonym mit Kennwort; persönliche Daten in einem geschlossenen Kuvert mit demselben Kennwort	Happy End ist zwingend; Inhaltsangabe von einer halben bis einer Din A4 Seite mit Name, Adresse und E-Mail am Ende; Kurzbiographie; .rtf- oder .doc-Format; Name der Datei: Vorname_Nachname__T itel.rtf; möglichst alte Rechtschreibung; Inhaltsangabe und ein Auszug werden einen Monat vor Vergabe des Preises auf www.elles.de veröffentlicht, Online- Abstimmung durch die el!es-Leserinnen
Preis	1.) 500€ in bar, sonst Buchpakete: 2.) 150€ 3.) 100€ 4.-10.) 50€ Anthologieveröffent- lichung der besten	1500€	ein Wochenende für zwei (weibliche) Personen in der Frauenpension Bertingen, Veröffent- lichung des Romans
Teilnehmer			Nur Frauen
Veranstalter	Herbert Utz Verlag		el!es-Verlag
einsenden an	Literareon im Herbert Utz Verlag GmbH, „Rückenwind“, Adalbertstr. 57, 80799 München	erostepost im Literaturhaus Strubergasse 23, A - 5020 Salzburg	manuskripte“at“elles.de
nähere Informationen	www.kurzgeschichten- wettbewerb.de Tel.: 0049-(0)89- 307796-93; Fax: 0049-(0)89-307796-94	www.erostepost.at/literat urpreis_aktuell.shtml Tel.: 0043/662/43 95 89, Fax:0043/662/422411-13 erostepost“at“literaturhau s-salzburg.at	www.elles.de/index.php? option=com_content&vie w=article&id=608 www.elles.de

